



Alte Heimat, neues Leben

Ein ungarisches Dorf und seine Donauschwaben

Vor sechzig Jahren endete mit der Deportation hunderttausender Donauschwaben aus Ungarn die Geschichte einer der größten europäischen Siedlungsbewegungen. Vertriebenen-Organisationen beklagen bis heute erlittenes Unrecht, doch die konkreten Lebensgeschichten sind vielschichtiger. Harmonie zwischen den Volksgruppen und eine starke Verbundenheit mit der lokalen Kultur finden sich oft in donauschwäbischen Schicksalen. Das Dorf Kalaznó im Südwesten Ungarns ist ein Spiegelbild der donauschwäbischen Geschichte en miniature.

*Von deutscher Erde sind wir abgeglitten
auf diese Insel weit im Völkermeer.
Doch wo des Schwaben Pflug das Land durchschnitten
ward deutsch die Erde und er weicht nicht mehr.*

Adam Müller-Guttenbrunn: „Das Lied der Donauschwaben“

Unsere Geschichte von den Donauschwaben und von einem kleinen Dorf am Rande der Zeitläufe beginnt mitten im Zentrum von Hessen, drei Gehminuten vom Frankfurter Hauptbahnhof entfernt. Es ist Sommer, und in einem eleganten Eiscafé rührt

ein aufgewühlter Mann in seinem Cappuccino. Er ist Mitte vierzig – kompakte Gestalt, stehender Blick.

Nennen wir ihn Richard Müller, denn seinen richtigen Namen möchte er nicht in der Zeitung lesen. Schließlich hat er mit der



Auge in Auge mit der Geschichte: Die letzten donauschwäbischen Einwohner in Kalaznó, hier auf einer Aufnahme aus den 80er Jahren

Geschichte seiner Familie noch nicht seinen Frieden gemacht – und das unterstreicht er leidenschaftlich in jedem Satz. Seine Vorfahren, hebt er an, „gehörten zu den Ersten, die nach Ende des Zweiten Weltkriegs durch die Ungarn befreit wurden – und zwar befreit von ihrem Hab und Gut.“

Die Ungnade der späten Geburt

In Richard Müller treffen wir einen Nachfahren der hessischen Siedler, die einst aus Biblis auszogen, um in der schwäbischen Türkei ihr Glück zu suchen. Bis 1722, sagt Richard Müller, kann er seine Familiengeschichte zurückverfolgen – und die der anderen, die damals gemeinsam mit ihnen aufgebrochen sind. Die Ziegler, die Lindheimers, die Traut- und Kaufmanns mit den immergleichen Vornamen: Heinrich und Johann hießen die Männer, Elisabeth und Katharina die Frauen, die früher „Kallascher Gretel“ gerufen wurden, erzählt Richard Müller schwermütig vor seinem Cappuccino.

Kallas oder Gallas sagen die Deutschen noch immer zu dem kleinen Städtchen, in dem die Reise ihrer Vorfahren endete, Kalaznó nennen es die Ungarn. Kalaznó liegt heute im ungarischen Verwaltungsbezirk (Komitat) Tolna, etwa zwei Autostunden südwestlich von Budapest. Der Ort besteht aus drei Straßen, auf denen noch Pferdefuhrwerke unterwegs sind.

„Kallas“ – der Ortsname wühlt den Nachgeborenen Müller jedes Mal sichtlich auf. „Das war alles nicht lustig“, sagt der in Budapest geborene Mann immer wieder. Mit leicht zitternder Hand wischt er sich die Augen trocken: Seine Eltern blieben – trotz der staatlich organisierten Vertreibung nach Kriegsende – in Ungarn, im nun „ungarisierten“ Kalaznó. Sie mussten dort eine Scheune ihres ehemaligen Gutshauses bewohnen, berichtet er. Denn in ihrem Wohnhaus wurden nun Ungarn einquartiert. „Sie sind aber trotzdem zurückgegangen, obwohl sie wussten, welch hartes Leben sie erwarteten“, sagt Müller. Zurück nach Kalaznó, während hunderttausende Donauschwaben zur selben Zeit enteignet und aus Ungarn vertrieben werden.

Wir verlassen Frankfurt und die Gegenwart. Wir schließen uns einer der großen Wanderungsbewegungen des 18. Jahrhunderts an: dem Treck deutscher Siedler nach Südosten.

Neue Heimat für hessische Siedler

Das Königreich Ungarn ist zu dieser Zeit flächenmäßig einer der großen europäischen Staaten – in seiner Ausdehnung halb so groß wie das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Die türkischen Truppen, die noch wenige Jahrzehnte zuvor Wien belagerten, sind vertrieben, das Land vielerorts verwüstet und brach – aber befriedet.

Über Nürnberg, Regensburg und Linz ziehen die hessischen Siedler Richtung Ungarn, folgen der Donau flussabwärts. Sie hoffen auf eine neue Zukunft in der Fremde. Sie finden sie in Kalaz-

nó – einem Weiler am Donát-Bächlein, umgeben von Wäldern, Weinbergen und sanft gewelltem, fruchtbarem Land. Die Reise der hessischen Siedler endet an einer leicht gewundenen Feldstraße, die umrahmt von schattigen Laubbäumen hier und da zu einer Allee wird.

Dieselbe Straße läuft Heinrich Lux 246 Jahre später wieder hinauf. Er kehrt heim. Doch der junge Heinrich findet nicht allzu viel von seinem Zuhause, als er ankommt im Juli 1948.

Vier Jahre in sowjetischer Kriegsgefangenschaft liegen hinter dem Donauschwaben Heinrich Lux. Gekämpft und kapituliert hat er in ungarischer Uniform. Sein Vorteil: Er redet deutsch, lernt schnell russisch und soll deshalb im Lager von Nikolajew nahe Odessa als Sanitäter verwendete Wehrmachtssoldaten pflegen. Viele hat er verhungern sehen, sagt er. Und vielleicht, vermutet er später, überstand er die Lagerzeit wegen seines Einsatzes für andere.

Fortsetzung auf Seite 2 ►



Ein Dorf am Rande der Zeit: Bauernhäuser und Kirchturm in Kalaznó

◀ Fortsetzung von Seite 1

Keine drei Monate bevor Heinrich Lux im ersten Lazarettwaggon von der Krim zurückkehrt, verlässt einer der letzten Züge mit deportierten Donauschwaben Ungarn. In einem der ratternden Wagen hockt Elisabeth Lux, geborene Ábel – erst vor ein paar Jahren hatte sie ihren Heinrich geheiratet. Elisabeths Reise endet in Königstein bei Pirna, Sachsen. Sowjetische Besatzungszone. Nur wenig später werden die Deportationen der Donauschwaben eingestellt.

„Es war der Ostersonntag am 28. März 1948, als abends der Güterzug aus Shakály-Högyész auf dem Bahnhof in Pirna ankam“, heißt es in einem Artikel der Heimatzeitung der Ungarndeutschen, und: „Damit endete ein Siedlungsabschnitt, der vor über 220 Jahren begonnen hatte.“ Auch Elisabeth Lux trägt einen dieser Umsiedlerpässe bei sich, mit dem Aufdruck „Neue Heimat = Neues Leben“.

Vor 1939 leben im deutschen Dorf Kallas nur Deutsche, rund 1100 Einwohner. Nach 1948 bleibt lediglich eine Handvoll Donauschwaben in Kalaznó übrig. Darunter auch Heinrich Lux mit den Eltern und seinem taubstummen Bruder – zunächst unfreiwillig. Ausgerechnet die russische Kriegsgefangenschaft hatte ihn vor der Vertreibung



Kleines Glück mit Veranda: Die typischen Häuser der Siedler in Kalaznó waren einstöckig und mit tiefer Traufe

rich sehnt sich nach seiner Elisabeth. Irgendwann hält er es nicht mehr aus und bricht auf Richtung Deutschland. Zur selben Zeit macht sich auch Elisabeth Lux auf den beschwerlichen Weg nach Hause. Schon zuvor war sie zusammen mit dreißig anderen Frauen Richtung Ungarn aufgebrochen, zu Fuß. Sie

Heimgekehrt nach Kalaznó beginnen Elisabeth und Heinrich ein neues Leben in der alten Heimat. 67 Jahre sind sie inzwischen verheiratet, blicken auf Kinder und Enkel zurück und haben noch immer ihr Gärtchen in Kalaznó, das allerdings immer mehr verwildert, sagen sie.

lichen Vorgängerbaus auf dem Hügel. Die Kolonisten bauten sofort ein neues Gebetshaus mit Glockenturm und machten sich wenige Jahrzehnte später an den Bau des spätbarocken Gotteshauses, das 250 Jahre und mehrere Kriege überdauert. Diese Kirche wird erst 1965 geschlossen, mangels evangelischer Gläubiger. Und wegen bürokratischer Komplikationen: Die katholische Kirchengemeinde im Nachbarort Shakály-Högyész darf die Kirche nicht nutzen.

Unweit der Kirche liegt der alte deutsche Friedhof. 160 Grabsteine, der älteste datiert auf das Jahr 1763. Ein verwitterter Obelisk: „Von des treuen Gatten und der Kinder Seite raubte früh des Todes kalte Hand“, steht da eingemeißelt. „Im himmlischen Geleite floh Dein Geist empor zum Friedensland.“ Auch die Vorfahren von Heinrich und Elisabeth Lux liegen hier. „Ich will die Toten in Frieden lassen“, sagt er immer wieder, „ich will die Geschichte ruhen lassen.“

Lebendig gehalten werden die „etwas anderen“ Geschichten inmitten von Krieg und Vertreibung von Menschen wie József Lovász. Der 77-Jährige führt uns zu seinem ehemaligen Wohnhaus in einer Seitenstraße des Ortes. Das weiß getünchte Siedlerhaus ist im typischen Kalaznóer Baustil gehalten: langgestreckter Hauptbau, Veranda mit Säulen, hinten die über Eck angebauten Stallungen. Ein verwitterter alter Brunnen steht im Vorgarten, und an der Frontfassade ist noch diese typische Tür zu erkennen, deren Absatz auf Schulterhöhe ohne Treppe endet. Sie wird nur einmal geöffnet, um den Hausbewohner mit dem Sarg aus seinem Heim zu befördern.

Deutsche und Ungarn unter einem Dach

Doch zurück zu den Lebenden: József Lovász misst mit seinem Blick das Haus. „Hier vorne haben meine Frau und ich gewohnt – und in den Räumen dahinter lebten die Deutschen.“ Lovász und seine Frau Zsuzsanna (76)

gehören zu den Heimatlosen, die nicht aus, sondern nach Kalaznó vertrieben wurden – im Mai 1945 kommen die ungarischen Flüchtlinge hierher. Ihre bisherige Heimat in Transsylvanien war an Rumänien gefallen.

Die ungarischen Behörden weisen dem Ehepaar Lovász das weiße, geduckte Bauernhaus zu. „Wir bekamen einen Ort zum Leben, aber mussten auch dafür zahlen“, erzählen sie. „Unser Empfang hier war nicht wirklich herzlich, aber höflich.“ Denn in dem für die Flüchtlinge requirierten Haus lebten noch die Vorbesitzer: Deutsche, deren Umsiedlung zwar vorbereitet, aber noch längst nicht vollzogen worden war.

Zwei Flüchtlingsfamilien – die eine gerade angekommen, die andere noch nicht vertrieben. Man raft sich in der Not zusammen und teilt sich das geräumige Haus. Kein Gedanke daran, den politischen Druck auf die Deutschen auszunutzen, um sie ganz einfach vom Hof zu jagen. „Wir kamen überein, dass wir nicht verantwortlich sind für das,

was zwischen den Völkern passiert war“, sagt Lovász ganz unpathetisch, während neben ihm die Hähne krähen.

Zwei Jahre leben Lovász und seine Frau unter einem Dach mit den Deutschen, bis zu deren Abschiebung nach Ostdeutschland. Sie teilen sich einen gemeinsamen Essstisch, die Wohnräume und auch den Weinkeller. Der Sohn, ein prominenter Wortführer des hiesigen deutschen „Volksbundes“ wird währenddessen verhaftet. „Politisch stand er auf der Gegenseite, aber ich habe ihn als höflichen, lebenswürdigen Menschen kennengelernt.“ Lovász leiht den Deutschen sein Pferdegespann, um ihren politisch aktiven Sprössling im 25 Kilometer entfernten Gefängnis zu besuchen.

Der Sohn flieht schließlich über Österreich nach Deutschland, nachdem seine Eltern vertrieben worden waren. Und schließlich trifft sich die Familie im Westen wieder. Die gemeinsamen Nachkriegsjahre in Kalaznó aber haben die Deutschen nie vergessen, man schreibt sich Briefe, telefoniert regelmäßig mit den ehemaligen Hausgenossen. Ansonsten schweigt Lovász: „Hätte ich im Sozialismus zugegeben, dass ich Deutsche versteckt oder Kontakt zu ihnen im Westen hatte, hätte mir das sicher Schwierigkeiten beschert“, sagt der gelernte Schlachter heute.

Erinnerung wird wachgehalten

Kalaznós alte Bewohner, die einstigen Flüchtlinge aus Transsylvanien und die Szekler aus der Bukowina, sterben aus. Selbst die Kinder der nach dem Krieg geschlossenen Ehen sind in die Jahre gekommen, wie der Schäfer, der seine Herde durchs Dorf treibt. Und die jungen Neu-Kalaznóer? Das sind vor allem Budapester, die hier günstig ein Landhaus fürs Wochenende ergattert haben. Sogar ein deutscher Frührentner soll sich wieder im Ort niedergelassen haben.

Fortsetzung auf Seite 3 ▶



Der Schäfer von Kalaznó ist Nachkomme ungarischer Flüchtlinge, die sich nach dem Krieg hier ansiedelten

bewahrt: „Ich wollte ja nach Deutschland“, sagt er heute, „doch Behinderte in der Familie wurden nicht transportiert, wir konnten meinen Bruder nicht mitnehmen.“

„Flucht zurück“ nach Ungarn

Also bleiben sie alle. Und richten sich, so gut es geht, in den neuen Verhältnissen ein – immer wieder aufs Neue. Ein halbes Dutzend Mal wechseln sie die Wohnung, da ihre Bleiben requiriert und ungarischen Flüchtlingen zugewiesen werden. Sie selbst bekommen von den ungarischen Behörden baufällige Buden zugeteilt, die Heinrichs Vater als gelernter Maurer in mühevoller Kleinarbeit wieder herrichtet.

Familie Lux schlägt sich durch mit Tagelöhner-Jobs, doch Hein-

wurde aufgegriffen, verhaftet und zurückgeschickt.

Nun also der zweite Anlauf: Elisabeth Lux kommt diesmal bis Ungarisch-Altenburg an der nordwestlichen ungarischen Grenze. Dort trifft sie zufällig auf Heinrich, der gerade auf dem Weg Richtung Deutschland ist. Was für ein Wiedersehen!

Da sitzen die beiden auf ihrem Sofa im bescheidenen Häuschen und fallen sich gegenseitig ins Wort, als sie den Moment ihrer wundersamen Begegnung in breitester donauschwäbischer Mundart wiederaufleben lassen.

„Sechs Monate war ich in Deutschland, dann bin ich einfach wieder nach Haus ...“ – „... nach Haus geflüchtet. Sie hat von irgendwoher erfahren, dass ich in Kalaznó bin. Da ist sie geflüchtet von Deutschland...“ – „...und dann haben wir uns wiedergefunden.“

Die letzten Spuren der Donauschwaben

Dies ist fast die letzte lebendige Spur der Donauschwaben im Ort, unweit der alles überragenden barocken Kirche, in der Heinrich und Elisabeth Lux einst ihre bewegte Ehe schlossen. Dieselbe Kirche, in der der Frankfurter Richard Müller bei seinem letzten Besuch, kurz nach der Wende, noch Sterbeurkunden und Kirchenbücher auf dem Boden liegen sah und an der Wand das deutsche Wort „Schande“.

Mit dem Schlüssel vom Bürgermeister öffnen wir die rostige Pforte an der Hauptstraße und steigen die brüchigen Stufen hinauf. Damals, 1722, als die ersten deutschen Siedler Kalaznó erreichten, standen nur die Grundmauern des mittelalter-



Das Innere der ungenutzten deutschen Barockkirche in Kalaznó

Ein donauschwäbischer Ort und seine Geschichte

Von Kallas nach Kalaznó

1696 war Gallas, Kallas oder Kalaznó ein unbewohntes, verwüstetes Dorf. Die Osmanen waren vertrieben, doch erst ein Vierteljahrhundert später startet der neue Besitzer der Ländereien eine Neubesiedlung des ihm gehörenden Brachlandes. Es ist der deutsche Reichsgraf und Gouverneur des Banat, Claudius Mercy.

Den deutschen Lutheranern, die zu dieser Zeit scharenweise nach Ungarn strömten, bot Mercy sogar Ansiedlungsmöglichkeiten auf seinen Privatgütern in Tolna an. Also lassen sich evangelische Deutsche in Kalaznó als Siedler nieder. Sie erreichen den Ort wohl schon im Herbst 1722. Mehr als 1000 Kilometer quer durch Europa sind diese Siedler in ihre neue Heimat gewandert, die meisten stammen aus Oberhessen. Sprachforscher meinen, die Kolonisten kommen aus dem Bereich nördlich des Raums Frankfurt/Wiesbaden.

Der Wahlspruch der Siedler - „Den Ersten der Tod, den Zweiten die Not, den Dritten das Brot“ - macht die Härte ihres Lebens deutlich. „Von den 29 Ansiedlern

Wirtschaftlicher Aufschwung

Der Ort wächst. Schon knapp 25 Jahre später leben 113 Familien in Kalaznó. Und die neu bevölkerte Ortschaft erlebt im 18. Jahrhundert einen der Landwirtschaft zu verdankenden Aufschwung, den die Dorfbewohner zu bewahren versuchen. Zeitgenössischen Quellen dokumentieren, „dass die Familien, die in den evangelisch-deutschen Dörfern der Tallandschaft lebten, nur Einzelkinder zeugten, um der Zersplitterung ihres Vermögens entgegenzuwirken, und die hieraus folgende Tendenz des Bevölkerungswachstums gerade in Kalaznó am stärksten war.“



Impressionen aus Kalaznó: Schülerinnen und Schüler der evangelischen Schule in den 30er Jahren

werden alle männlichen Bewohner Kalaznós eingezogen. Sie dienen teils in der ungarischen Armee, teils in Wehrmacht und Waffen-SS.

Ein deutsches Dorf löst sich auf

Mit dem Kriegsende zeichnet sich auch das Schicksal der Deutschen in Kalaznó ab: Bereits Ende November 1944 flüchtet das erste Dutzend deutscher Familien vor der anrückenden Roten Armee Richtung Bayern. Kurz nach der deutschen Kapitulation am 8. Mai 1945 folgen weitere Vertreibungen und Internierungen. 1947 dann beginnt die Umsiedlung in die Sowjetische Besatzungszone, auf den Boden der späteren DDR. Viele der arbeitsfähigen Männer sollten dort als Bergleute eingesetzt werden.

Nur für wenige Monate nach Kriegsende stellten die Deutschen 95 Prozent der Einwohner Kalaznós. Ein Beschluss des ungarischen Parlamentes änderte dies binnen kürzester Zeit. Es wurden alle vertrieben, die bei der Volkszählung von 1941 als Nationalität und Muttersprache deutsch angegeben hatten, die Mitglieder der SS waren oder dem Volksbund angehörten. Die Historikerin Berta Jékely hat den damaligen Verwaltungsakt akribisch erfasst:

„Gemäß Angaben der Volkszählung von 1941 waren von den 823 Einwohnern von Kalaznó 782 deutsch sprachig und 784 deutscher Nationalität. Aufgrund der

einschlägigen Regierungsverordnung galten Kalaznós Einwohner größtenteils als zur Deportation bestimmte deutsche Minderheitsangehörige. Laut Informationen aus den zeitgenössischen Aussiedlungsinventuren ging die Deportierung der Deutschen von Kalaznó schließlich am 3. Juli 1947 vonstatten, das Vermögen von 120 Familien wurde konfisziert.“

Flüchtlinge kommen, gehen – und leben zusammen

Nur 57 deutsche Einwohner bleiben nach den Deportationen zurück. Und auch die wenigen verbleibenden Donauschwaben kehren Kalaznó in den kommenden

Jahrzehnten den Rücken. Die letzten Nachfahren der deutschen Siedler verlassen das Dorf in den 70er Jahren.

Bemerkenswert ist jedoch das Zusammentreffen unterschiedlicher Flüchtlingsströme in Kalaznó seit 1945. Ungarische Flüchtlinge, vertrieben aus der Bukowina (Szekler), aus der Batschka oder aus Transsylvanien, werden nun in den Häusern der Deutschen angesiedelt. Grundbesitz und Vermögen werden unter den Neuankömmlingen aufgeteilt.

Den Szekler-Familien wurde das Eigentum der Deutschen übereignet, auch wenn die Deutschen dort noch lebten. Sie waren so gezwungen, in ihren ehemaligen Häusern in Kalaznó mehrere Monate oder sogar

Jahre mit den Neuansiedlern zusammenzuleben.

Dennoch, und das ist das Erstaunliche, lassen sich die Beziehungen der auf ihre Deportation wartenden Deutschen und der Neuankömmlinge als gut bezeichnen. Die Dorfbewohner unterschiedlicher Herkunft berichten über friedliche, sogar freundliche Verhältnisse. Vollerorts verbringt man das Leben miteinander. „Mein Vater hätte die Deutschen gern da behalten. Es waren gute Leute, wir haben uns angefreundet, wir haben mit ihnen zusammen gekocht und gegessen, den Ball gemeinsam veranstaltet“, heißt es in Augenzeugenberichten. Viele Szekler schrieben sich noch lange Jahre nach der Aussiedlung der Deutschen mit ihren ehemaligen Mitbewohnern und manche trafen sich auch, so die Historikerin Berta Jékely.

Auf diese besondere Harmonie des Zusammenlebens weist auch die „herausragend hohe Zahl“ an deutsch-ungarischen Ehen hin – in einer Periode, als diese andernorts noch als unvorstellbar galten. Zudem fühlten sich die vom Staat eingesetzten neuen Besitzer der einst von Deutschen gebauten Häuser unwohl in ihrer Haut. Viele Szekler rangen „mit dem Schuldgefühl, fremde Habe entwendet zu haben“, so Jékely. Zum Ende der 50er Jahre verkauften deshalb viele das ihnen zugewiesene Haus. Das ist einer der Faktoren, warum die Bevölkerung Kalaznós in den Folgejahren dramatisch abnahm.



Typisches donauschwäbisches Bauernpaar mit Familie

der Kallaer Liste sind drei schon im ersten Jahr gestorben, bis 1727 werden weitere neun Tote verzeichnet“, zählt der Heimatforscher Heinrich Kéri auf. Doch die Lage bessert sich, wie er weiter schreibt. „Mit dem Jahre 1728 hatte sich die Bewohnerschaft von Kalaznó mit etwa 40 Familien stabilisiert. Die meisten hatten ihr eigenes Heim, einige waren Besitzer (Untermieter). In den nächsten Jahren sind nur wenige Veränderungen zu vermerken.“

Dennoch geht es den Kalaznóern vergleichsweise gut - vor allem dank der gut funktionierenden Landwirtschaft. Eine 1925 verordnete Bodenreform bringt den Bauern im Ort Wohlstand und größeren Anteil am Landbesitz.

Doch auch das bis dahin eher unpolitische Kalaznó, wo Deutsch Alltagssprache ist und kein Zwang zur Ungarisierung herrscht, gerät nun in die Zahnräder der Zeit. In den 30er Jahren verschärfen sich die ethnischen Auseinandersetzungen. Von Kriegsbeginn bis 1944



Landarbeiter beim Bestellen der Kalaznóer Felder in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Fortsetzung von Seite 2

Doch es sind vor allem die Ungarn, die sich auf die Geschichte des Ortes besinnen – und die donauschwäbische Tradition erhalten. Selbst Kalaznó, dieses Nest mit ein paar hundert Seelen, verfügt inzwischen über ein kleines Museum. Die Ungarin Katalin Bodor hat es eingerichtet, ehrenamtlich. In den winzigen Räumen führt sie uns herum, durch Sammlungen von Trachten, Fotos und Ölbildern. In einer Ecke hängt ein Tuch, auf das ein deutscher Sinnspruch gestickt ist:

„Schau´ nicht ins Heferl, lieber Mann / die Küche geht Dich gar nichts an“. Ein Kabinett donauschwäbischer Idylle.

„Die Deutschen haben eine Menge Bräuche hierher mitgebracht“, sagt Katalin Bodor. Im Laufe der Jahrhunderte hätten sich die „Bräuche, ungarische Traditionen und deutsche Handwerkskunst immer mehr vermischt.“ Beide Seiten hätten voneinander profitiert, ist sie überzeugt.

Beide Seiten standen sich auch im Sommer 2005 gegenüber, wohlwollender und freundlicher als

an vielen anderen Orten, die historisch ähnlich ‚belastet‘ sind.

Versöhnungsfest mit Gästen aus Deutschland

Bei strahlendem Sonnenschein versammelte sich die ungarische Dorfbewölkerung, um ein paar Dutzend Gäste aus Deutschland zu begrüßen. Die Letzten der alten Kallascher kamen damals nach Kalaznó und brachten ihre Töchter, Söhne und Enkel gleich mit.

Zu Folkloretänzen, Musik und dem Glockengeläut aus der

alten Kirche stand die Dorfjugend Spalier, mit den rot-weiß-grünen ungarischen Fahnen und den leuchtend-blauen der EU. Kein Anflug von Besitzansprüchen und Aufrechnungsgebaren war an diesem Sommertag zu spüren. Stattdessen freuten sich Donauschwaben und Dorfbewohner an gemeinsamen Tänzen, gemeinsamem Essen und gemeinsamen Gesprächen über die Geschichte, die beide Seiten verbindet.

Und weil es zu solchen Anlässen ohne Symbole nicht geht, wurde auch ein Gedenkpark

unweit des verwitterten Friedhofs eingerichtet. In dessen Mitte thront seitdem ein kleiner, unpräziser Gedenkstein. Der blank polierte Granit erinnert zweisprachig „an die vertriebenen Ungarndeutschen aus Kalaznó“.

Auch der heutige Bürgermeister von Kalaznó fand dazu in seiner Ansprache die richtigen Worte: „Die Deutschen wurden damals ebenso zu Opfern der Geschichte wie die hierher gesiedelten Szekler und die Flüchtlinge aus Oberungarn“, sagte der ältere, freundliche Landwirt

namens János László. An sie alle wird hier erinnert – an Flucht, Vertreibung und erlittenes Leid auf allen Seiten.

Einer der donauschwäbischen Besucher, der Frankfurter Heinrich Muth, sagte damals versöhnlich: „Möge der heute eingeweihte Stein eine Mahnung sein, dass sich solche Ereignisse nicht wiederholen.“ In Kalaznó, diesem miniaturartigen Spiegelbild des donauschwäbischen Schicksals, haben Ungarn und Deutsche – die meisten jedenfalls – ihren Frieden mit der Geschichte gemacht.

Geschichte der Donauschwaben

Es ist so etwas wie eine kleine Völkerwanderung, die sich im 18. Jahrhundert Richtung Südwesten bewegt, von Deutschland in Richtung Ungarn. Nur wenige Jahre nach der Befreiung Ungarns von der Türkenherrschaft beginnen die lokalen Grundherren damit, Siedler zum Wiederaufbau anzuwerben.

Die habsburgischen Herrscher unterstützen die Grundherren dabei. Kolonisten werden mit günstigen Bedingungen zum Landerwerb sowie Steuerbefreiungen ins Land geholt. Zwischen 150.000 und 200.000 Menschen ziehen damals ins Königreich Ungarn.

In den Urkunden und von ihren Nachbarn wurden die Siedler „Schwaben“ (ungarisch „Svábok“) genannt, obwohl nur wenige echte Schwaben darunter waren. Einige aber eben schon. Sie wandern aus, weil der Südwesten Deutschlands im 18. Jahrhundert zu den ärmsten Gegenden Europas gehört.

Die meisten Einwanderer stammen aus dem Elsass und Lothringen, aus Hessen, Franken, der Pfalz oder dem Saarland. Sie stellen fortan die Mehrheit unter den Ungarndeutschen, die es dort bereits seit dem Mittelalter gibt. Denn immer wieder sind in den Jahrhunderten zuvor auch von den ungarischen Königen deutsche Handwerker oder Kaufleute ins Land geholt worden.

Siedler in der Schwäbischen Türkei

Die Neuankömmlinge siedeln auf ungarischem Gebiet in der Batschka zwischen Donau und Theiß in Südost-Ungarn, in der Schwäbischen Türkei zwischen Plattensee, Donau und Drau in Süd-Ungarn sowie im südwestlichen ungarischen Mittelgebirge zwischen Raab, Plattensee und Donauknie und in der Gegend von Budapest.

Mehr als 180.000 Deutsche hatten sich damals in der Schwäbischen Türkei niedergelassen, schätzt der Bundesverband der Ungarndeutschen. Die Region bekam ihren Namen im Zusammenspiel der neuen Siedler und der alten Herrscher, den Türken. Dazu gehören die ungarischen Komitate Baranya, Somo-

gy sowie Tolna, wo auch das Dorf Kalaznó liegt. Insgesamt geht man zu dieser Zeit von 477.000 Personen mit deutscher Muttersprache in Ungarn aus.

Wirklich gebräuchlich wird der Begriff Donauschwaben vermutlich aber erst nach dem Ersten Weltkrieg, ab den 20er Jahren. Damals wurden in den Friedensverträgen von St. Germain und Trianon die donauschwäbischen Siedlungsgebiete aufgeteilt zwischen Ungarn, Jugoslawien und Rumänien. Donauschwabe gilt fortan als Sammelbegriff für Ungarndeutsche, für Donauschwaben aus Jugoslawien, die Sathmarer Schwaben und die Banater Schwaben.

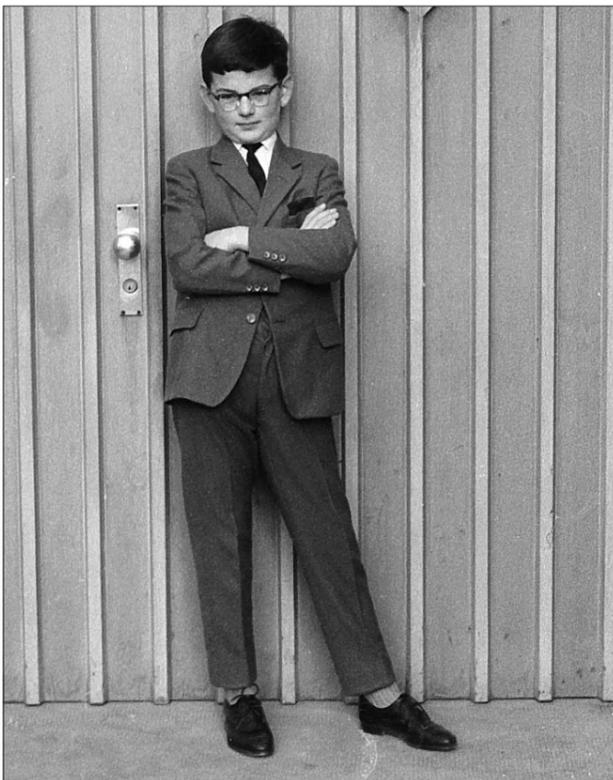
Nach der Volkszählung von 1941 lebten damals 656.000 Donauschwaben in Ungarn, 558.000 in Jugoslawien und 328.000 in Rumänien. Zusammen waren es rund 1,5 Millionen Menschen und damit die größte Gruppe von Deutschen in Südosteuropa.

Die Situation der Ungarndeutschen änderte sich bereits mit der Machtergreifung Adolf Hitlers. Die faschistischen Regime in Berlin und Budapest handelten 1938 die Gründung des „Volksbunds“ aus, der zur alleinigen Vertretung der Ungarndeutschen wird.

„Kleinere Zugeständnisse der ungarischen Regierung können nicht darüber hinweg täuschen, dass es dieser vor allem darum ging, das Reich als Bündnispartner zur Rückgewinnung der 1920 verlorenen Gebiete zu bekommen“, schreibt der Bundesverband der Ungarndeutschen rückblickend.

Enteignung und Abschiebung

Im Verlauf des Zweiten Weltkrieges werden auch die Ungarndeutschen eingezogen. Die deutsche Waffen-SS hat ungarndeutsche Männer auch zwangsweise zum Kriegsdienst rekrutiert. Viele von ihnen kämpften, töteten und



Joschka Fischer mit zwölf Jahren vor dem Haus seiner donauschwäbischen Eltern in Oeffingen bei Fellbach

starben unter anderem in der verlustreichen Schlacht um Budapest im Winter 1944/45.

Nach Kriegsende fällt der Zorn der Sieger auch auf die Donauschwaben zurück. Mehrere zehntausend Ungarndeutsche werden zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion deportiert, viele von ihnen sterben dort. Währenddessen sorgt die erste ungarische Nachkriegsregierung für die Enteignung von landwirtschaftlichen Besitztümern, Wohnungen und oft auch sonstigem Besitz. Im Potsdamer Abkommen vom August 1945 genehmigen die alliierten Siegermächte die Vertreibung der Deutschen vom ungarischen Territorium.

Diese Umsiedlung beginnt im Januar 1946, zunächst ins von den Amerikanern besetzte Süddeutschland, nach Württemberg, Baden, Bayern und Hessen. Doch die Westalliierten machen im Dezember 1946 die von ihnen besetzten Zonen Deutschlands für weitere Transporte dicht, denn durch die starken Flüchtlingsströme hatte sich die Versorgungslage der Menschen nach Kriegsende noch einmal verschlechtert. Zu diesem Zeitpunkt

und enden erst im Sommer 1948. 46.300 Ungarndeutsche werden so nach Sachsen vertrieben, viele flüchten von hier in die Westzonen. Einige schaffen es sogar nach Ungarn zurückzukehren – wie Elisabeth Lux.

Viele Zehntausend Donauschwaben aber bleiben in Ungarn. Darüber entscheiden vielerorts banale Gründe: begrenzte Transport- oder Aufnahmekapazitäten oder langsame Behörden, die mit der Abschiebung beauftragt sind. Gerade dies macht die Geschichte der Donauschwaben so besonders, und so kompliziert.

Um 1950 leben bereits 210.000 ungarndeutsche Vertriebene außerhalb ihrer bisherigen Heimat. In der Bundesrepublik Deutschland leben mit 175.000 die meisten, rund 10.000 sind in der DDR, 20.000 in Österreich und 5.000 in Übersee, vor allem in den USA und in Kanada. Von den in Deutschland ansässigen Ungarndeutschen lebten etwa 150.000 Personen in Baden-Württemberg. Von 1950 bis 1999 kamen weitere 21.400 Ungarndeutsche als Aussiedler in die BRD.

Erinnerung wird bewahrt

Die meisten Exil-Donauschwaben und ihre Nachfahren leben noch immer in Deutschland. „Ich gehöre zu einer Generation, die nie zuhause war. Ich bin durch meine Familie Donauschwabe – aber auch wieder kein Donauschwabe“, sagt einer der bekanntesten Vertreter dieser Generation, der ehemalige Bundesaußenminister Joschka Fischer.

Die in Ungarn verbliebene Zahl der Ungarndeutschen wird kurz nach den Umsiedlungen mit noch immer 220.000 Personen angegeben. Von den ehemals 300 deutschen Mehrheitsgemeinden bleiben dort nur noch sieben offiziell bestehen. Im sozialistischen Ungarn wird in den 50er Jahren ein Verband der ungarndeutschen Werktätigen etabliert. Er soll die Ungarndeutschen in das „sozialistische Aufbauwerk“ einbeziehen und „die Kenntnis von der Existenz einer deutschen Volksgruppe im Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit“ bewahren. Bei der Volkszählung 2002 gaben nur noch 33.790 Personen Deutsch als Muttersprache und 62.230 Personen deutsch als Nationalität an.

Nach der Wende 1989/90 werden zahlreiche ungarndeutsche Gruppierungen gegründet. 349 Minderheiten-Selbstverwaltungen etablierten sich, 35 Ungarndeutsche wurden 2002 sogar zu Bürgermeistern gewählt. Minderheitenvertreter sehen jedoch einige Wünsche der Minderheit, wie ausreichenden Schulunterricht, in der Muttersprache noch nicht befriedigend gelöst. „Eine Minderheit, deren Kultur langsam austirbt“, mutmaßen daher manche über die Gruppe der schätzungsweise 60.000 Donauschwaben, die heute noch in Ungarn leben.



Stummer Zeuge einer bewegten Geschichte: der deutsche Friedhof in Kalaznó

Ungarndeutsche im Museum

Deutschland debattiert seit einigen Jahren über die Vertreibungen der Nachkriegszeit, besonders in den Massenmedien. Der Fernsehfilm „Die Flucht“ etwa konzentrierte sich vor allem auf das Schicksal deutscher Flüchtlinge aus Ostpreußen, Pommern und Schlesien. Die Geschichte der Donauschwaben taucht in der öffentlichen Darstellung nur selten auf, auch wegen ihrer Komplexität und ihrer Widersprüchlichkeiten.

Die Donauschwaben bekamen zwar in den letzten Jahren in Museen größere Aufmerksamkeit, doch selbst die bei ihrem Start umstrittene Ausstellung „Erzwungene Wege“ dokumentiert mit nur einer knappen Texttafel, dass die „kalte Vertreibung“ Deutscher aus Ungarn „unter weniger dramatischen Umständen“ als in Rumänien oder Jugoslawien abgelaufen



Donauschwaben-Idyll: Stickerei im Kalaznóer Dorfmuseum

sei. Verkürzte Darstellungen sind hier allgegenwärtig. So heißt es auf einer anderen Tafel zu den Donauschwaben, die nicht geflohene deutschstämmige Bevölkerung „war sich keiner Verbrechen bewusst“. Andere Ausstellungen und Museen stel-

len die Geschichte der Ungarndeutschen differenzierter dar.

In Süddeutschland haben die Donauschwaben so etwas wie eine museale Heimat gefunden. Das im Juli 2000 neu eröffnete Donauschwäbische Zentralmuseum (DZM) zeigt auf 1500 Qua-

dratmetern die Geschichte der Donauschwaben. In 26 Abteilungen zeigt die Dauerausstellung „Räume, Zeiten, Menschen“ das Leben der deutschen Minderheit in der Vielvölkerregion Südosteuropa. Mehr unter www.dzm-museum.de.

Das DZM hat auch eine Wanderausstellung konzipiert, zusammen mit acht weiteren Museen aus Deutschland und Ungarn. Wie lebt es sich konkret zwischen zwei Ländern, Kulturen und Sprachen? Eine Frage mit vielen verschiedenen Antworten, die man in dieser durchgängig zweisprachig gestalteten Ausstellung findet: „Deutsche in Ungarn - Ungarn in Deutschland“.

Europäische Lebenswege werden hier gezeigt und erzählt, Geschichten von 22 bekannten und weniger bekannten Menschen, vom Hochmittelalter bis zur Gegenwart. Diese Geschich-

ten veranschaulichen, dass das Wandern zwischen den Welten beides bedeutet: Lust und Last. Sie zeigen auch, dass unser Denken in nationalstaatlichen Grenzen historisch noch jung und keineswegs selbstverständlich ist.

Die Lebensgeschichten ihrerseits fügen sich wie Mosaiksteine in die Geschichte der deutsch-ungarischen Beziehungen, verdeutlicht an einer Zeitleiste. Kontakte, die mit der Schlacht auf dem Lechfeld 955 begannen und bis in die Gegenwart reichen. Facettenreiche Kontakte, die nach der politischen Wende 1989 zu intensiven politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verbindungen geführt haben.

Die anlässlich des deutsch-ungarischen Kulturjahres 2006/2007 gezeigte Ausstellung war im vergangenen Jahr in Ulm, Berlin und Budapest zu

sehen und ist noch bis Anfang Juni 2007 im Museum des Komitats Baranya in Pécs zu Gast. Zusätzliche Informationen zum Thema gibt es unter www.deutsche-ungarn.de.

Texte:

Christoph Rasch

Fotos:

C. Rasch, Gemeinde Kalaznó, Museen des Komitats Baranya Pécs, Donauschwäbisches Zentralmuseum

Beilage

12/2007